



Enthemmte Männer

Psychoanalytisch-sozialpsychologische Überlegungen zur Freudschen Massenpsychologie und zum Antifeminismus in der «Neuen» Rechten

Markus Brunner (Wien)

Zusammenfassung: In Freuds Massenpsychologie nimmt – anschließend an Le Bon – die Idee, dass der_die Einzelne in der Masse «enthemmt» werde, eine zentrale Rolle ein. In diesem Beitrag wird dieser Figur genauer nachgegangen. Anhand einerseits des Nationalismus/Rassismus, andererseits des Antifeminismus der «Neuen» Rechten soll gezeigt werden, dass in sozialen Krisensituationen stark werdende «lärmende» Massenbewegungen stets an «stumme» Massenprozesse andocken, die in vorherrschende Sozialisationsprozesse eingelagert sind. Das enthemmende Moment der Massenbewegungen muss im Zusammenhang mit diesen gesellschaftlich hergestellten Dispositionen heraus verstanden werden können. Der Beitrag spürt der Entstehung von «Nationalgefühlen» ebenso nach wie der Entstehung einer männlichen Geschlechtsidentität unter Bedingungen männlicher Vorherrschaft und zeigt, dass in beide schon paranoide Wahrnehmungsstrukturen eingeschrieben sind, deren destruktives Potenzial sich in der «lärmenden» Massenbewegung entladen kann. Der aktuell grassierende Antifeminismus oder Antigenderismus wird als aus dieser Disposition heraus entstehende, aggressive Reaktion auf gesellschaftliche Transformationsprozesse gelesen, welche bestehende Formen männlicher Vorherrschaft ins Wanken zu bringen drohen.

Schlüsselwörter: Massenpsychologie, «Neue» Rechte, Nationalismus, Männlichkeit, Antifeminismus, Postfordismus

«Enthemmung» war schon immer, was die politische Rechte versprach: Ohne Hemmung sollten rassistische und antisemitische Ressentiments ausagiert werden, ohne Hemmung sollte auch einem mit den Vorstellungen einer grossen Volksgemeinschaft verbundenen «kollektiven Narzissmus» (Adorno) gefrönt werden können. In Redewendungen wie «Das wird man wohl noch sagen dürfen» und

im Wettern gegen eine «Politische Korrektheit», die es einem nicht mehr erlaube, zu sagen, was «man eigentlich denke» oder «was doch alle insgeheim denken», zeigt sich ein Konflikt zwischen einem Wunsch nach Aggressionshandeln und einer gefühlten Hemmung in Form sozialer Verbote, die dieses Handeln anscheinend verbieten.

Bei genauerem Hinschauen entblösst sich die beschriebene Konfliktkonstellation eher als Konstrukt: Zwar gibt es Antidiskriminierungsgesetze, die in Extremfällen greifen, und es gibt auch v. a. von Betroffenengruppen angestossene und z. T. von Staatsseite aufgegriffene Bemühungen, rassistischen, sexistischen und heteronormativen Darstellungen entgegenzuwirken. Dass Kritik an bestimmten Äusserungen und Darstellungen jedoch von den Eiferern gegen die «Politische Korrektheit» als knechtende Verbote wahrgenommen wird, verweist eher auf einen projektiven Kern dieser Wahrnehmung. Die Konstruktion gesellschaftlicher Verbote, welche gesellschaftliche, oft als «fremd» gekennzeichnete Eliten – in der Schweiz ist gerade viel von den «fremden Richtern» die Rede – angeblich dem Volk aufdrückten, dient dazu, die Kritik nicht als Teil sozialer Kämpfe im Innern wahrzunehmen, wo sich eben Betroffenengruppen gegen Diskriminierung und Gewalt wehren. Das Beharren auf Diskriminierung und das eigene Gewalthandeln kann so als Abwehrkampf gegen die da oben geführt werden. Auf der psychischen Ebene werden dabei Überichanteile projektiv ausgelagert und so eine paranoide Wahrnehmungsstruktur produziert, die es erlaubt, der Entstehung von Schuldgefühlen entgegenzuwirken, die bei der Wahrnehmung von Ungleichheiten und den Effekten der eigenen Aggressionen aufzukommen drohen: Das eigene Handeln kann als Notwehrmassnahme legitimiert werden.

In den letzten Jahren rückte in der rechten Propaganda ein Thema in den Fokus, das in den Jahrzehnten davor noch nicht eine so gewichtige Rolle spielte: Der Feminismus, die Gender Studies und die staatlichen und europäischen Gleichstellungsbemühungen, die sich im sog. «Gender Mainstreaming» niederschlagen, werden als Kräfte gesehen, die die «natürliche Geschlechterordnung» angreifen und so nicht nur die Geburtenrate zurückgehen lassen und damit auch den Weiterbestand des eigenen Volkes gefährden, sondern v. a. auch die Männer nicht mehr Mann sein lassen, ja ihn gar zum neuen «benachteiligten Geschlecht» degradieren. Sogenannte Männerrechtler, deren Thesen sowohl in der politischen Rechten wie auch in den öffentlichen Leitmedien einen festen Platz erhalten haben, beklagen die Diskriminierung von Jungen und Männern in Schulen, durch die Wehrdienstpflicht, in Sorgerechtsstreitigkeiten und durch die Unsichtbarmachung von weiblicher Gewalt gegen Männer. Auch hier wird gegen eine «Politische

Korrektheit» gewettert und der eigene Opferstatus betont: In Österreich wurde heiss über einen neuen Gesetzesparagrafen, den sog. «Pograpsher-Paragrafen» diskutiert, der das männliche Betatschen von Frauenkörpern als sexuelle Belästigung wertete – ein ÖVP-Politiker wehrte sich dagegen mit der Aussage, dass er mit der neuen Gesetzeslage seine Frau gar nie kennengelernt hätte –, und der selbsternannte VolksRock'n'Roller Andreas Gabalier meinte, er sehe sich als heterosexueller Mann zunehmend diskriminiert. Auch in der SVP gibt es Stimmen, die sich gegen die feministische «Umpolung des Mannes zur Frau» zur Wehr setzen wollen. Die tatsächliche gesellschaftliche Benachteiligung von Frauen, was Gehälter, die sog. gläserne Decke, die Arbeitsteilung im Bereich der care-Arbeit, die Gefahr von Altersarmut und v. a. auch die Gefahr, Opfer von sexueller Gewalt zu werden, anbelangt, wird ebenso verleugnet wie die Tatsache, dass die an Männern ausgeübte physische und sexuelle Gewalt überwiegend von Männern ausgeübt wird.

Ich will mich im Folgenden dem Phänomen der inszenierten Tabubrüche und überhaupt der Herstellung von projektiv aufgeladenen und damit paranoid getönten kollektiven Wahrnehmungsmustern zuwenden und danach fragen, was denn überhaupt durch die rechte Propaganda «enthemmt» werden soll oder in der nationalistischen Bewegung bzw. ihren Ausläufern in den Neuen Sozialen Medien «enthemmt» wird.

Zuerst werde ich, bei Freuds Ausführungen zur «Triebehemmung» in der Massenpsychologie ansetzend, aufzuzeigen versuchen, dass sich die rechte Enthemmung auf schon zuvor sozial hergestellte Dispositionen bezieht. Zur Erklärung der Wirkkraft rechter Propaganda muss deshalb die gesellschaftliche Herstellung dieser Dispositionen in den Blick gerückt werden, die überhaupt das propagandistische Angebot erst attraktiv macht. Nationalistische Massenbewegungen greifen vorhergehende «stumme» Massenprozesse auf, die in unserer Gesellschaft «normal» sind und deshalb als natürlich erscheinen. Ich werde das am Entstehen des «Nationalgefühls» veranschaulichen, das in der rechten Propaganda adressiert wird. In einem zweiten Teil werde ich den Fokus auf den Antifeminismus und Antigenderismus legen und dabei zeigen, dass dieser v. a. Männern ein Angebot macht, Konflikte zu bannen, die in die vorherrschende «Normalmännlichkeit» eingelagert sind und durch gesellschaftlichen Wandel, in erster Linie Veränderungen in der Arbeitswelt, verstärkt wurden. Mein Beitrag will auf eine sehr grundlegende Weise zeigen, wie sich soziale Widersprüche und Transformationen, innerpsychische Konfliktlagen, gesellschaftliche Ideale und Diskurse miteinander verzahnen, wie soziale Ängste in Feindbildungsprozessen umgeformt werden und welche Funktion dabei das Versprechen nach «Enthemmung» einnehmen kann.

Individuum und Masse

Relativ zu Beginn seines 1921 erschienenen Textes «Massenpsychologie und Ich-Analyse» zitiert Freud ausführlich Passagen aus Gustave Le Bons 1895 veröffentlichter Schrift «Die Psychologie der Massen». Der französische Massenpsychologe beschreibt darin die Masse – als Beispiel diente ihm die «Pariser Commune», also ein sozialistischer Aufstand der Pariser Bevölkerung durch die Pariser Bevölkerung – als eine impulsive und überschwängliche Form, leichtgläubig, eher Assoziationen als Gedanken folgend, was dazu führe, dass sie leicht über reizende Bilder angestachelt und suggestiv lenkbar sei. Die Masse sei, so Le Bon, eine Situation, in der

alle individuellen Hemmungen entfallen und alle grausamen, brutalen, destruktiven Instinkte, die als Überbleibsel der Urzeit im Einzelnen schlummern, zur freien Triebbefriedigung geweckt werden. (zit. nach Freud, 1921c, S. 73)

Später wird Freud diese Idee aufgreifen und von der «Aufhebung der jedem Einzelnen eigentümlichen Triebhemmungen» (ebd., S. 83) in der Masse sprechen.

Diese Entthemmung habe grosse Auswirkungen. Noch einmal eine Passage aus Le Bons Buch, die in Freuds Text zitiert wird:

[W]elcher Art auch die sie zusammensetzenden Individuen sein mögen, (...) durch den blossen Umstand ihrer Umformung zur Masse besitzen sie eine Kollektivseele, vermöge deren sie in ganz anderer Weise fühlen, denken und handeln, als jedes von ihnen für sich fühlen, denken und handeln würde. (zit. nach ebd., S. 69)

Teile von Freuds Text und v. a. die Debatten um ihn sind von der Vorstellung durchdrungen, dass das Individuum in der Masse zu einem ganz anderen Wesen wird. Weil die Hemmungen in der Masse fallen, weil unmittelbar auf archaische Triebregungen zugegriffen wird, wird der Einzelne in der Masse zu einem zu allem verfügbaren Wesen. Das der Masse bzw. ihrem Führer unterworfenen Wesen hört auf, als einzelne Person zu existieren. Diese Erzählung kulminiert in Le Bons Satz: «Das Individuum ist nicht mehr es selbst, es ist ein willenloser Automat geworden.» (zit. nach ebd., 71)

Solche Formulierungen sind gefundenes Fressen für alle – und gerade, wenn es um die Analyse historischer Ereignisse geht, gibt es da viele –, die sich Propaganda v. a. als Manipulation vorstellen und die demgemäss ihr ganzes Augenmerk auf

die fiesen Suggestionen durch den Führer richten. Freud ist aber weit differenzierter. Zwar betont er immer wieder, dass er Massen vom Führer her denken wolle und nicht umsonst analogisiert er in einem Kernstück seiner theoretischen Analysen die Beziehung der Massenmitglieder zum Führer mit der Beziehung des Hypnotisierten zum Hypnotiseur. Freuds Text konzentriert sich aber dabei nicht darauf, wie der Führer agiert, sondern vielmehr auf die Frage, auf welche Weise und weshalb die Massenmitglieder den Führer in die Position eines Hypnotiseurs setzen. Der Führer wird an die Stelle des Ichideals gesetzt; das Bedürfnis der Masse kommt dem Führer entgegen – gerade weil eine «Enthemmung» lockt.

Freud stellt aber im weiteren Verlauf seiner Arbeit grundsätzlich die scharfe Trennung von Individuum und Massenwesen infrage, die Le Bon, der sich nur relativ spontane und eher «lärmende» Massenbewegungen anschaut, suggeriert. Nicht umsonst betrachtet Freud in seinen eigenen Analysen, wie Mario Erdheim immer wieder betont (z. B. Erdheim, 1986), weniger zwei Massen als zwei gut verankerte gesellschaftliche Institutionen: die Kirche und das Heer. Beides sind durchaus subjektformierende Instanzen, in ihnen sollen religiöse Menschen bzw. soldatische Männer hergestellt werden, etwas was sich auch habituell im Individuum niederschlagen soll. Spätestens wenn Freud schreibt, dass «[j]eder Einzelne [...] ein Bestandteil von vielen Massen, durch Identifizierung vielseitig gebunden» sei und «sein Ichideal nach den verschiedensten Vorbildern aufgebaut» habe, dass also jeder und jede Einzelne «Anteil an vielen Massenseelen, an der seiner Rasse, des Standes, der Glaubensgemeinschaft, der Staatlichkeit usw.» habe und sich eventuell darüber hinaus noch «zu einem Stückchen Selbständigkeit und Originalität» erhebe (Freud, 1921c, S. 120), zeigt sich, dass es mit dem Individuum, das bei Le Bon als der Masse vorgängig vorausgesetzt wird, nicht so weit her ist. Das Individuum ist vielmehr ein Produkt von, wie Freud weiter schreibt, «ständigen und dauerhaften Massenbildungen», die aber «in ihren gleichmässig anhaltenden Wirkungen» weniger auffallen würden (ebd.). Im Zentrum dieser gleichsam «stummen» Massenbildungen stehen weniger «Führer», sondern vielmehr Ideale, die in verschiedenen Personen möglicherweise eine Verkörperung finden. Über stumme Massen wird hergestellt, was heute «Identität» genannt und mit diesem Begriff häufig auch ontologisiert wird. Freud spricht richtigerweise von Identifizierungen und er zeigt damit auch, dass die eigene Position (in welche Nation, Klasse oder Religionsgemeinschaft ich hineingeboren werde) erst über einen aktiven Prozess auch zu etwas Innerpsychischem wird – und dass aufgrund dessen auch ein distanzierender Umgang dazu möglich ist. Das Stückchen Selbständigkeit, das der/

die Einzelne offenbart, liegt gerade in den unterschiedlichen Umgangsweisen mit den vielfältigen Identifizierungszwängen und -angeboten.

Die lärmenden Massen, was also als Massen*bewegung* erscheint, sind diesen stummen Massen- oder Identifikationsprozessen «gleichsam aufgesetzt, wie die kurzen, aber hohen Wellen den langen Dünungen der See» (78), in ihnen wird meist eher etwas sichtbar als wirklich etwas Neues produziert. Die Fokussierung des analytischen Blicks weniger auf die lärmende Masse, sondern auf die diesen vorhergehenden stummen Massenprozesse ermöglicht es uns, dem nachzugehen, was die lärmende Dynamik erst möglich macht: den weniger sichtbaren, und weil in unsere Gesellschaft strukturell eingelagert, als quasinatürlich wahrgenommenen Prozessen der Subjektformierung.

Zur Entstehung des Nationalgefühls

Das Mobilisierungspotenzial der («neuen» und alten) Rechten basiert darauf, dass vorher in den von ihr Angesprochenen «Nationalgefühle» wirksam sind, deren lebensgeschichtliche Entstehung verfolgt werden muss. Diese Nationalgefühle sind selbst schon als sozial hergestellte innerpsychische Abwehrformationen zu lesen.

Vamik Volkan's Konzept der sog. «Grossgruppenidentität» (1997, 2000, 2004) widmet sich genau dieser Formierung des national codierten und mit der Nation identifizierten Subjekts. Anknüpfend an die Freudsche Massenpsychologie – aber diese auch, das deutet schon die Ersetzung des Begriffs der Identifizierung mit dem der «Identität» an, um ihre Dynamik beraubend – versucht er aufzuzeigen, wie über geteilte Objekte, Identifikationsfiguren und Mythen ein Wir-Gefühl hergestellt wird, das mit der individuellen «Kernidentität» verbunden bleibe. Sportarten, die von vielen Personen ausgeübt und mit Erinnerungen verknüpft werden, beliebte Kinderbücher, Esswaren, die für eine Region typisch sind, bestimmte Verhaltensweisen, eine gemeinsam geteilte Sprache und nationale Rituale und Mythen dienen, so Volkan, als mit positiven Emotionen verbundene Identifikationsobjekte oder Projektionsflächen, von Volkan «Container» genannt, über die sich Kollektivität herstelle. Weil diese Objekte geteilt würden, würde die Mitglieder einer «Grossgruppe» ein emotionales Band verbinden.

Zu betonen ist – auch gegenüber Volkan – der Prozess der Nachträglichkeit, der dieser Massenbildung innewohnt: Viele dieser Container, seien das Esswaren, Sportarten, Ausflugsziele oder Dialekte haben zum Zeitpunkt ihrer individuellen Aneignung für die werdenden Subjekte noch keine nationale Konnotation. Erst über die Internalisierung des Konzeptes «Nation» oder des «Ethnischen» werden sie nachträglich in den Bedeutungskontext des Nationalen eingemeindet, womit

sich das Konzept auch in den Körper bzw. in die intimsten psychischen Regungen einschreibt: Rösti oder Raclette als Gerichte unter vielen anderen werden danach ebenso als «typisch Schweizerisch» wahrgenommen wie das «Chalet» oder die Berge, die entweder tatsächliche Lebensumwelt darstellten oder in den meisten Fällen eher einmal Urlaubsziele waren. Die verschiedenen deutschen Dialekte, gewisse vertrauter und mit spezifischeren Erinnerungen behaftet als andere, werden plötzlich in schweizerische und eben nicht-schweizerische eingeteilt, und der «Globi» wird als Schweizer identifiziert. All die lebensgeschichtlich relevanten Erinnerungen, Objekte und Figuren, die eher Differenzen in den Fokus bringen würden – z. B. die verschiedenen Essgewohnheiten, Wohnverhältnisse, Abendgestaltungen und Urlaubsziele in unterschiedlichen sozialen Schichten, die unterschiedlichen Erfahrungen, die in Grossstädten oder auf dem Land aufgewachsene Kinder machen, oder das Aufwachsen in kinderreichen Familien oder als Einzelkind –, werden dagegen bei dieser Re-Kategorisierung der äusseren und inneren Welt beiseitegeschoben.¹

Wir haben es bei diesem Prozess der Aneignung und Verwendung von später national konnotierten Objekten aufgrund der noch fehlenden und erst allmählichen Differenzierung zwischen Ich und Ichideal erst einmal eher mit Identifizierungen – Volkan spricht ja von einer «Identität» – und erst später ev. mit einer «Einsetzung des Objekts an die Stelle des Ichideals» (Freud, 1921c, S. 121) zu tun, welche Freud bekanntlich als die spezifische Beziehung zum Massenführer bestimmt. Gerade die damit einhergehende narzisstische Bindung wird die nationale Anrufung durch politische Protagonist_innen so attraktiv erscheinen lassen.

Was Volkan ebenfalls kaum beleuchtet, sind die Abgrenzungsprozesse bzw. innerpsychischen Spaltungsprozesse, die bei Prozessen der Identifizierung und Idealisierung stets eine fundamentale Rolle spielen. Geschaffen und re-codiert werden bei dieser Nationalisierung oder Ethnisierung der Welt nämlich auch die Projektionsflächen oder Container für auch negative oder störende Gefühle. Mario Erdheims Konzept der «Fremdenrepräsentanz» (1985, 1987) beleuchtet genau dies. Erdheim beschreibt die Entstehung und Wandlung einer inneren Repräsentanz, in der alle unangenehmen, ängstigenden oder verbotenen Wünsche, Selbstanteile und Wahrnehmungen lokalisiert werden. Was nicht ins werdende Ich integriert werden kann, wird in dieser Repräsentanz verortet. Die Beziehung zu dieser Instanz ist durchaus ambivalent: Weil darin auch Wünsche, Ersehntes verortet sind, ist das Fremde durchaus auch ein faszinierender Ort, über den eine Annäherung an Verdrängtes stattfinden kann. Zugleich ist das über projektive Abspaltungen produzierte Fremde natürlich v. a. auch ein Ort der Angst, ein bedrohliches Objekt.

Um das Fremde wirklich aussen verorten zu können, müssen äussere Objekte die Repräsentanz verkörpern. Sie werden erst in der Familie gefunden (in der bürgerlichen familiären Arbeitsteilung zuerst der Vater, dann Geschwister), dann – Erdheim verweist auf das sog. «Fremdeln» – in allen Personen ausserhalb des engsten Familienrahmens etc.. Erst nachträglich, nämlich im Zuge der Internalisierung der gesellschaftlich geschaffenen Ideen von Nation und Ethnizität, werden Personen, die als nicht zur eigenen Gruppe zugehörig wahrgenommen werden, als «Fremde» identifiziert und innerpsychisch mit der Fremdenrepräsentanz verknüpft. Wer dabei als fremd – und damit immer auch potenziell bedrohlich – wahrgenommen wird, hängt mit gesellschaftlichen Diskursen zusammen: Der in der vorstädtischen Nachbarswohnung aufgewachsene Sohn türkischer Migrant_innen wird trotz der wohl sehr ähnlichen Lebenslage und der geteilten Kindheit plötzlich als Repräsentant einer «fremden Kultur» wahrgenommen, während die weit entfernt in einem Bergdorf sozialisierte Bauerstochter als eine der «Eigenen» identifiziert wird. Aus der Fremdenrepräsentanz wird vermöge einer solchen nachträglichen Verknüpfung mit gesellschaftlichen Diskursen Rassismus geworden sein, der sich in subtilen Formen der unterschiedlichen Wahrnehmung von menschlichem Leid und einer damit verbundenen Entsolidarisierung oder aber in offensichtlicheren Formen der Diskriminierung und Verfolgung zeigen kann.

Im Nationalgefühl, der Identifikation mit einer grossen Idee – der narzisstische Gewinn kann nur darüber gewonnen werden, dass die eigene Nation auch grandioser erscheint als andere Nationen – erhält das Ich einen Halt und die damit verknüpfte Fremdenrepräsentanz dient nicht nur dazu, ein weniger grossartiges Gegenüber zu haben, sondern auch, die Idee der eigenen Nation rein zu halten und überfordernde Ambivalenzgefühle aufspaltend abzuwehren. Eingelagert in das Nationalgefühl sind vermöge der Projektionsdynamiken eben auch Bedrohungsgefühle, auf die mit Aggression reagiert wird: Über die Projektion wird diffuse innere Angst in eine bis in den Hass steigerbare Abneigung gegen äussere Objekte umgewandelt. Rolf Pohl spricht von einer «paranoid getönten Kampf-Abwehr-Haltung» (2003a, S. 162) als Kern einer rassistischen Wahrnehmungsorganisation. In individuellen und kollektiven Krisenzeiten, in denen das innere Angstniveau und damit auch das Projektionsbedürfnis wachsen, kann sich diese Bereitschaft in Aggression entladen.

Enthemmung in der Masse

Die nationalistische Propaganda kann an diese Dispositionen andocken. In gesellschaftlichen Krisenzeiten, in denen die individuellen Ängste vor sozialem

Abstieg, Status- und Privilegienverlust und damit allgemein Versagensängste virulenter werden, wird das Bedürfnis nach Abwehr dieser Ängste auch grösser. Die sozialen Stützen des Ichs drohen wegzubrechen, Halt wird deshalb in dem gesucht, was schon zuvor in der Sozialisation als Identifizierungs- und damit Identitätsangebot angenommen worden war: die Zugehörigkeit zur Nation und Teilhabe an dem von ihr gewährten »kollektiven Narzissmus« (Adorno, 1961, S. 589). Meist wird dieser durch populistische Führer (sehr selten Führerinnen) personifiziert. Diese werden nach Freud an die Stelle des Ichideals gesetzt bzw. korrekter müssten wir jetzt sagen: Sie bestärken die Ichideal-Funktionen, welche nationalistische Bilder vermittelt des beschriebenen stummen Massenprozesses schon zuvor hatten. Die Idealisierung der Führer wird selbst von den vorhergehenden Idealisierungen der Nation genährt, für deren Verherrlichung der Führer einen Ausdruck findet und auch einen Ausdruck darstellt, indem er für die «Werte der Nation» steht. Über die gemeinsame Ausrichtung an den nationalen Idealen und verstärkt durch die geteilte Idealisierung des Führers läuft die gegenseitige Bindung der «Volksgenossen» und «Volksgenossinnen», die die grosse Gemeinschaft begründen.

Die frühen Inhalte des Ichideals (hier als Vorläufer des Überichs, das im Freudschen Werk erst später auftaucht) bilden sich als Teil von Identifizierungsprozessen und werden damit zuerst ins Ich aufgenommen. Erst im Laufe der Zeit, mit der (durchaus durch elterliche Kritik erzwungenen) Aufgabe von narzisstischen Selbstidealisierungen, trennt es sich vom Ich und dient jetzt als Massgabe für das Ich, an dem sich dieses zu messen hat, an dem es scheitern kann, von dem es – verbunden mit der Gewissensfunktion – auch terrorisiert werden kann. Die daraus entstehende Konfliktlage zwischen Ich und Ichideal, die sich in Form von Schuld-, Scham- und Minderwertigkeitsgefühlen äussert, kann als äusserst anstrengend und bedrohlich erlebt werden. In sozialen und individuellen Krisenzeiten verschärfen sich die Konflikte und die damit verbundenen Gefühle. Das Ich kann den Ansprüchen des Ichideals nicht genügen, narzisstische Wut steigt auf, die aber – auch infolge von im Ichideal eingelagerten Gewalttabus – ebenso zurückgehalten werden muss wie all die anderem dem Ichideal widersprechenden Wunschregungen, die vom in der aktuellen Situation geschwächten Ich als noch bedrohlicher erlebt werden als sonst. Für diese innerpsychische Konstellation wird in den nationalistischen Anrufung ein Ausweg geschaffen oder zumindest versprochen.

Auf verschiedene Weise findet hier eine «Enthemmung» statt. Die nationale Bewegung ermöglicht eine Wieder-Annäherung von Ich und Ichideal. Wo sich das Ichideal in der Internalisierung elterlicher Kritik gebildet hatte und sich so

äussere Konflikte in innere verwandelten, darf durch die verstärkte Unterwerfung unter das (im Führer verkörperte nationale) Ichideal diese Trennung tendenziell rückgängig gemacht werden. «Es kommt zu einer Empfindung von Triumph, wenn etwas im Ich mit dem Ichideal zusammenfällt», schreibt Freud (1921c, S. 122), weil die beschriebenen, aus der Spannung zwischen Ich und Ichideal herrührenden Schuld-, Scham und Minderwertigkeitsgefühle entfallen. Das mit dem Nationalen zusammenfallende Ichideal bestraft nun nicht mehr für narzisstische Phantasien, sondern sanktioniert diese vielmehr. Qua Blut/Pass/Sprache/Ethnizität bin ich Teil des grossen, mythisierten Volkes und durch die Formierung einer Massenbewegung bin ich Teil einer tatsächlichen sozialen und politischen Kraft. Es ist die Möglichkeit einer «hemmungslosen» Selbstidealisierung, die das von Freud beschriebene Triumphgefühl hervorruft.

Dafür muss aber die innere Kritik, die das Ich vom Ichideal trennte, projektiv ausgelagert werden. Es ist die Phantasie von denen «da oben», die Idee einer mächtigen und bedrängenden Instanz im Aussen des nationalen Kollektivs, die EU, die «fremden Richter» «die Elite», «das linke Establishment», die volksfremden Politiker_innen oder im Antisemitismus die Juden, auf die die mit dem Ichideal verbundenen strafenden Anteile (dafür steht im psychoanalytischen Diskurs v. a. der Begriff des Überichs) ausgelagert werden. Was innen bedrängte, bedrängt nun in dieser paranoid getönten Konstruktion von aussen, und dagegen «müssen» bzw. dürfen sich das Kollektiv und das mit ihm identifizierte Kollektiv zur Wehr setzen. Zuvor gegen innen gelenkte Aggressionen können nach aussen gelenkt werden – das ist ein zweites Moment der «Enthemmung».

Die Projektion von Überich-Anteilen ist zu unterscheiden von derjenigen von Es-Anteilen, die den Rassismus ausmachen – hier haben wir ein drittes Moment der Enthemmung. Die eigenen Wünsche und Selbstanteile, die auch dem national sanktionierten Ich verpönt sind, werden auf oder in diejenigen projektiv ausgelagert, die als Angehörige «fremder Kulturen» wahrgenommen werden. Sie werden vermöge der Projektionen als «unkontrollierbar», «wild», «aggressiv», «lüstern» und «unzivilisiert» wahrgenommen und stellen in einem anderen Sinne eine Gefahr dar als «die da oben», gegen die quasi in Notwehr vorgegangen werden muss. Es sind die Bilder von unüberschaubaren «Flüchtlingsströmen», von vergewaltigenden, raubenden und mordenden Banden, von faulenzenden Taugenichtsen und von unzivilisierten Kulturen, in denen noch – das sind im rechten Diskurs durchaus auch Sehnsuchtsbilder – archaische Vorstellungen von Ehre, Patriarchat und Steinigungen vorherrschen. Auch hier wird, was innen bedrängt, dieses Mal nicht

als Momente der strafenden Instanz, sondern als zu Bestrafendes, als Bedrohung von aussen wahrgenommen, was aggressive «Gegenschläge in Notwehr» erlaubt.

Die «Fremdenrepräsentanz» beinhaltet also sowohl Überich- wie Es-Projektionen, welche in Feindbildungsprozessen durch verschiedene Gruppen und Institutionen verkörpert werden können (wobei sie sich auch überlagern: Meistens werden «denen da oben» auch noch «niedere» Motive unterstellt). Wir haben aber in rechten Diskursen immer eine doppelte Frontstellung: Gegen die «zu sehr Zivilisierten», die die «natürliche Ordnung» durcheinander bringen (die Einteilung der Welt in verschiedene Völker/Nationen, die Reinhaltung dieser Völker, die «natürliche» Trennung und Hierarchie zwischen Mann und Frau, all die Sitten und Traditionen, die als «schon immer dagewesen» imaginiert werden) und gegen die «Unzivilisierten», die «blosse Natur» seien, während «wir» doch demgegenüber «Anstand» und «Kultur» entwickelt hätten.

Im Anhang seines Textes zur Massenpsychologie beschreibt Freud die Möglichkeit einer «Schiefheilung mannigfaltiger Neurosen» (Freud, 1921c, S. 132) durch mystische Gemeinschaften. Wir können die durch die nationale Masse ermöglichte narzisstische Stabilisierung und projektive Auslagerung innerer Konfliktlagen mit Freud ebenfalls als «Schiefheilung» bezeichnen, die drohende individuelle Zusammenbrüche und psychische Erkrankungen verhindert (vgl. auch Brunner, 2016). Ernst Simmel (1946), einer der grossen psychoanalytischen Massentheoretiker_innen, hatte in seiner Analyse des Antisemitismus diese Abwehr einer individuellen Symptombildung durch die Teilhabe an einem kollektiven Symptom, einem paranoiden Wahnsystem, eindrücklich beschrieben. Jan Lohl (2017) hat kürzlich in einer Analyse von AfD-Reden die These formuliert, dass mit ihnen zeittypische Gefühle des Scheiterns und damit einhergehende Drohungen depressiver Verstimmungen schiefgeheilt werden könnten: Rechte Ideologie dient als Mittel der Depressionsabwehr.

Die Propaganda hat, weil sie auf die durch «Nationalgefühl» und nationalisierte «Fremdenrepräsentanz» bestimmte Dispositionen zurückgreifen kann und in Krisenzeiten einem Bedürfnis der zuvor schon nationalisierten Subjekten entgegen kommt, leichtes Spiel: Sie schürt die Ängste noch mehr, sie entwirft Apokalypseszenarien, verschärft dadurch die inneren Konfliktlagen, zugleich mobilisiert sie die stabilisierenden und entlastenden Bilder des «Eigenen» und «Fremden» und gibt Letztere zum Abschuss frei. Interessant ist, dass – und das relativiert die Idee eines völligen Zusammenfallens von Ich und Ichideal – in den Propagandabildern das eigene Volk und damit die durch die Propaganda Angerufenen nicht nur überhöht werden, sondern zugleich auch bedroht und

erniedrigt. In seinen AfD-Propagandaanalysen weist Lohl z. B. auf, dass das Bild des «scheiternden Volkes», das selbst Schuld sei, dass es in die Misere geraten sei, ein zentraler Topos der Reden sind (vgl. auch den Bestseller-Titel «Deutschland schafft sich ab» des rechten Publizisten Thilo Sarrazin). Das Oszillieren zwischen Überhöhung und Erniedrigung bindet die Anhänger_innen an die Masse: Sie dürfen sich gross und stark fühlen, dürfen auch schon jetzt ihren Aggressionen freien Lauf lassen, aber das vollendete Triumphgefühl lockt erst nach «getaner Arbeit», eben der Vertreibung und Vernichtung des Feindes und damit der vollendeten Abwehr aller Gefahren, die dem Volk drohen. Erst dann winkt das versprochene «Heil».

Ist die «lärmende» Massenbildung erst einmal in Schwung und wird die nationalistische Bewegung stärker, wird auch der Projektionsbedarf grösser. Das Triumphgefühl muss abgesichert werden gegen jegliche Kritik, die auch von innen her kommt. Jeder Zweifel im Innern muss über Projektion zur Ruhe gebracht werden. Es droht schliesslich nicht nur der Zusammenbruch des narzisstischen Halts, sondern auch die Gefahr, aus der Bewegung ausgestossen und zu ihrem Opfer zu werden. Auch hier lohnt sich ein Blick auf die Propaganda: Die impliziten Drohungen, die den Zuhörer_innen und Zuschauer_innen entgegenschlagen, finden sich sowohl in den überlangen Militärparaden, die Hans-Dieter König (1993) in seiner Analyse des Nazi-Filmes «Triumph des Willens» einer genaueren Betrachtung unterzieht, genauso wie in Aussagen wie «Wir dringen ein in eure Wohlfühlzone», die sich in einem Werbevideo der «Identitären Bewegung» findet. Solche Ängste davor, selbst von der Bewegung überrollt zu werden, müssen ebenso abgewehrt werden, wie in der Masse neu entstehende Ambivalenzgefühle (gegenüber anderen Mitgliedern, aber ev. auch aus Verschmelzungsängsten herrührend) abgewehrt werden müssen. Die Masse produziert so einen regressiven Sog (zum beschriebenen Zusammenspiel von sozialen Ängsten, inneren Dispositionen, Propaganda und Massendynamiken vgl. auch Brunner, 2016).

Männlichkeit und Postfordismus

Dass in den aktuellen rechten Diskursen der Antifeminismus und – als «Antigenderismus» – die Abwehr einer Befragung von Geschlechter-, Beziehungs- und Familiennormen so eine zentrale Rolle spielen, hängt v. a. mit gesellschaftlichen Transformations- und Prekarisierungsprozessen zusammen. Es sind nicht nur allgemeine Krisenängste, welche rechten Ideologien Zulauf verschaffen, sondern auch spezifische Ängste von Männern vor dem Verlust ihrer gesellschaftlich

vorherrschenden Stellung, der mit dem gesellschaftlichen Wandel einherzugehen scheint.

Im «fordistischen» Kapitalismus der Nachkriegsjahre kam das bürgerliche Familienmodell im Europa zum ersten Mal für eine breitere Bevölkerungsschicht zu ihrer Verwirklichung. Im Zuge der Entfaltung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft hatte sich im 19. Jahrhundert eine neue Geschlechterordnung etabliert. Die Welt wurde nunmehr in zwei Bereiche, den öffentlichen und den privaten, geteilt und diese Bereiche vergeschlechtlicht, d. h. zur männlichen und weiblichen erklärt, und zugleich über die bürgerliche Ehe wieder miteinander verbunden. Während der Mann durch seine Arbeit ausserhalb des Hauses für die Ernährung der Familie sorgte, die Familie gegen aussen repräsentierte und ev. noch öffentliche Ämter einnehmen konnte, war der Ehefrau die häusliche Sphäre beschieden: Sie sollte sich um Haushalt, Kinder und Mann kümmern, d. h. die Reproduktionsarbeit leisten, die die männliche Arbeitskraft hervorbrachte und aufrechterhielt (vgl. Hausen, 1976).² Es entstand also eine neue Geschlechterordnung mit neuen Bildern von Männlichkeit (v. a. das Ideal männlicher Autonomie, das wir z. B. beim höfischen Adel überhaupt nicht finden) und Weiblichkeit (z. B. die Idee der «Mutterliebe»). Das damit einhergehende Familienmodell konnte sich im 19. Jahrhundert nur in vermögenden Schichten wirklich durchsetzen; in anderen Schichten blieben Familien auf den Zuverdienst von Ehefrauen (und lange auch Kindern) angewiesen. Als Ideal hatte es aber durchaus eine Anziehungskraft, stand doch die Perspektive, dass nur noch der «Hausherr» arbeiten musste, während sich die Frau zuhause ganz auf die Sorge um den Haushalt und das Aufziehen von Kindern konzentrieren konnte, auch für sozialen Aufstieg.

Bis in breite Teile der Arbeiter_innenschaft durchsetzen konnte sich das bürgerliche Familienmodell im Westen erst im Wirtschaftsboom der 1950er. Das fordistische Alleinernährermodell, d. h. die Idee, dass die männlichen Arbeiter mit Festanstellung genug verdienen sollten, um eine ganze Familie zu ernähren – flankiert durch staatliche Kinder- und Familienbeihilfen –, entfernte die verheirateten Frauen fast gänzlich aus der öffentlichen Sphäre. Gestützt wurde dadurch auch eine patriarchale Ordnung: Die Frau blieb damit ihr Leben lang in ökonomischer Abhängigkeit an ihren Ehepartner gebunden und ihm ausgeliefert.

Diese Ordnung wurde ab den 1970er Jahren durch die Zweite Frauenbewegung angegriffen, die z. B. erwirkte, dass Frauen ohne die Zustimmung ihrer Ehemänner arbeiten gehen durften, dass Vergewaltigungen in der Ehe als Straftatbestand behandelt wurden, oder auch, dass das ausserfamiliäre Kinderbetreuungssystem ausgeweitet wurde. Vor allem aber sorgte die Frauenbewegung durch die erfolg-

reiche Etablierung anderer Frauenbilder dafür, dass der vorgezeichnete Weg zur nichtlohnarbeitenden Hausfrau nicht mehr als einzige Option gesehen wurde.

Grundlegend für eine zunehmende Erosion der Alleinernährerfamilie ab den 1980er Jahren sind aber auch Veränderungen bzw. Krisenerscheinungen im ökonomischen Feld. Die Durchsetzung des sog. «postfordistischen» Kapitalismus, gekennzeichnet durch schlankere Unternehmen, Entbürokratisierung, Outsourcing vieler Arbeitsaufgaben, was es auch ermöglichte, Tarifverträge zu umgehen, und die (damit zusammenhängende) massive Ausweitung des Dienstleistungssektors haben zu einer Flexibilisierung des Arbeitsmarktes geführt (vgl. Hirsch & Roth, 1986, Kohlmorgen, 2004). Immer mehr Männer befinden sich dadurch in prekäreren Beschäftigungsformen (Projekt-, Werk-, Zeitverträge, über Boni und Gewinnbeteiligung flexibilisiertere Entlohnungssysteme), welche zuvor v. a. für die überwiegend im Dienstleistungssektor arbeitenden Frauen kennzeichnend waren. Die sog. «Tertiärisierung», d. h. der Bedeutungsverlust der traditionell männlichen Industriearbeit und die Bedeutungszunahme der traditionell weiblichen Arbeit im Dienstleistungssektor wird nicht umsonst unter dem (nicht unproblematischen) Stichwort «Verweiblichung der Lohnarbeit» geführt – ein Prozess, mit dem sich eben auch die damit verbundene Prekarität verallgemeinert. Die Anforderungen an die Arbeitskräfte veränderte sich im Postfordismus ebenso: Die Konkurrenz und der Druck sowohl auf dem Arbeitsmarkt als auch innerhalb der in kleinen, immer wieder nach ihrer Leistung evaluierten Teams arbeitenden Unternehmen haben zugenommen, ebenso die Ängste vor Entlassungen. Und was die mittleren Einkommen anbelangt, ist insgesamt eine «Abwärtsmobilität» zu verzeichnen, womit die Möglichkeiten oder zumindest die Sicherheit, alleine eine Familie versorgen zu können, für einen Teil der männlichen Bevölkerung zunehmend schwinden (vgl. Wimbauer et al., 2015).

Es sei angemerkt, dass diese zunehmende Prekarisierung der männlichen Erwerbsarbeit nicht zu einer entsprechenden ökonomischen Besserstellung der Frauen geführt hat. Zwar hat weibliche Erwerbsarbeit zugenommen, aber diese ist nach wie vor und auch stärker als die männliche durch prekäre Beschäftigungsverhältnisse und schlechtere Entlohnung bestimmt – zudem werden die Frauen, da sie immer noch den Grossteil der Reproduktionsarbeit leisten, dadurch auch doppelt belastet (vgl. Becker-Schmidt, 2010). Die viel stärkere Bedrohung durch Altersarmut für Frauen macht gerade Frauen mit Kindern immer noch stark abhängig von männlichen Partnern. Auch in bessergestellten Schichten sind Männer in heterosexuellen Beziehungen meist Besser- und Hauptverdiener, aber es gibt für die Frauen zumindest die Entlastungsmöglichkeit,

die Doppelbelastung zu mindern, indem Teile der Reproduktionsarbeit als Lohnarbeit v. a. an migrantische Arbeiterinnen (Reinigungskräfte, Pflegerinnen) ausgelagert wird. Dass mit diesen Arbeiten ein neuer, äusserst unregulierter und prekärer Beschäftigungssektor für migrantische Frauen geschaffen wurde, sei hier nur am Rande bemerkt (vgl. Guitérrez-Rodríguez (2010).

Im Fordismus war Männlichkeit – und in einer Gesellschaft mit männlicher Vorherrschaft das daran geknüpfte Machtversprechen – v. a. an die Rolle als Familienernährer geknüpft und somit stark mit Erwerbsarbeit verbunden. An die Möglichkeit, diese Rolle ausfüllen zu können, d. h. selbst eine Familie zu versorgen, war die Vorstellung von männlicher Autonomie gebunden; zudem ermöglichte sie dem Familienvater, «Familienoberhaupt zu sein», über die Kinder und über die Arbeitskraft und den Körper der ökonomisch abhängigen Ehefrau zu verfügen. Mit der beschriebenen Erosion des Alleinernährerlohns wird also einer der zentralsten Stützpfeiler der männlichen Selbststabilisierung angegriffen.³ Die männliche Vorherrschaft scheint bedroht zu sein. Dieses Gefühl ereilt auch noch Männer, die von Prekarität die von Prekarität gar nicht direkt betroffen, bzw. noch nicht einmal davon bedroht sind.

Mit dem Prekärerwerden von männlichen Erwerbsbiographien, der Ausweitung weiblicher Erwerbsarbeit, aber natürlich auch von damit einhergehenden Veränderungen von Frauen- und Geschlechterbildern, werden auf der Ebene gesellschaftlicher Diskurse, aber auch in der Alltagserfahrung unhinterfragte Gewissheiten männlicher Erfahrung und die Selbstverständlichkeit männlicher Vorherrschaft erschüttert. Die #metoo-Debatten, Gesetzgebungen zum Schutz von Frauen vor Übergriffen, die Infragestellung des generischen Maskulinums in der Sprache durch Binnen-I, Sternchen oder andere Formen, Forderungen nach Frauenquoten und mehr Sichtbarkeit verschiedener Gruppen von Frauen im öffentlichen Raum und sowieso diejenige nach gleicher Bezahlung für gleiche Arbeit – viele dieser Bestrebungen sind mittlerweile von staatlichen und überstaatlichen Institutionen im Rahmen des sog. «Gender Mainstreamings» zu eigen gemacht worden – sind allesamt Teil dieses Angriffs auf einstige Selbstverständlichkeiten.

Männliche, aber auch weibliche Gewissheiten werden zudem infrage gestellt durch einen Prozess der Flexibilisierung von Identitäten und Lebensformen, die erstens von Minderheiten erkämpft wurden (man denke an die Schwulen- und Lesbenbewegung), aber durchaus auch als durch den Postfordismus zumindest mitverursacht gelesen werden müssen: Die neuen Produktionsstrukturen (dezentrierte Produktion in kleinen flexiblen Einheiten, die schnell auf Bedarfsveränderungen reagieren sollen) und der individualisierte Dienstleistungsmarkt (direkte

KundInnenorientierung, immer immer stärker ausdifferenziertes Ziel- und Nischenpublikum) brachten Forderungen nach grösserer zeitlicher, örtlicher und psychischer Flexibilität und nach kreativen Arbeitssubjekten (und die Suche nach neuen, zu erschliessenden Kund_innensegmenten) mit sich. Diese neuen Anforderungen förderten – zumindest in gewissen gesellschaftlichen Schichten – zuweilen auch die Entfaltung und (Teil-)Anerkennung neuer Familienformen und eines flexibleren Umgangs mit Sexualität, Geschlecht und Beziehung. Der Sexualwissenschaftler Volkmar Sigusch spricht diesbezüglich von einer «neosexuellen Revolution» (1998), welche die postfordistische Umgestaltung der Gesellschaft begleitete. Damit wird nicht nur die männliche Vorherrschaft, sondern z. T. auch die bürgerliche Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit, welche die Basis der männlichen Vorherrschaft darstellt, erschüttert.

Kurzum: In die allgemeine ängstigende Wahrnehmung gesellschaftlicher Krisen, die mehr oder weniger alle betreffen, ist eine spezifische Form männlicher Ängste verwoben, die sich auch auf spezifische Weise zeigt (vgl. dazu insgesamt die prekarisierungstheoretischen Thesen von Wimbauer et al. 2015). Im antifeministischen Diskurs wird der Verlust der männlichen Alleinernährerfunktion und die Infragestellung männlicher Gewissheiten nicht als Folge einer Umstrukturierung des Kapitalismus oder als Teil sozialer Kämpfe um Gleichberechtigung gelesen, sondern als Folge angeblich männerfeindlicher feministischer Umtriebe, gar einer feministischen Machtübernahme. Feminist_innen und ihre Helfershelfer hätten die «natürliche Geschlechterordnung» dadurch durcheinander gebracht, dass sie den Frauen einredeten, der ihnen von der Natur zugewiesene Platz zuhause als liebende Ehefrauen und Mütter sei minderwertig, und sie aufforderten, ihn zu verlassen. Die von ihrer «Natur» derart entfremdeten Frauen würden auf den Arbeitsmarkt drängen, auch in Positionen, für die sie nicht geschaffen seien – Quoten seien ein Mittel von Frauen, den fairen Konkurrenzkampf zu umgehen und künstlich weniger geeignete Personen den qualifiziertesten vorzuziehen. Dass hier Mittel zur Herstellung von Chancengleichheit in vormaligen, meist immer noch männlichen Bastionen als Bedrohung wahrgenommen werden, spricht Bände: Demokratisierungsprozesse stellen eine Bedrohung für Herrschaft dar. Diese Wahrnehmung ist geprägt von einer paranoiden Struktur, Wahrnehmungsfragmente werden gemäss einem Wahnsystem, in dessen Zentrum der Feminismus bzw. die Feminist_innen, die im Männerrechtler-Diskurs zuweilen «Feminazis» genannt werden, stehen, die angeblich eine solche Macht hätten, dass sie die Staatsgeschicke lenkten. Gegen die von dieser Dynamik ausgehende Bedrohung muss mit aller Gewalt vorgegangen werden.

Als Sehnsuchtsbild werden dagegen die vorgeblich heilen 1950er Jahre mobilisiert: Da wussten noch alle, wo sie hingehörten, finanzielle und Zukunftssorgen waren gering, das Leben mag zwar ein bisschen weniger aufregend gewesen sein, aber zumindest hatten alle ihre eigene wichtige Rolle in der kinderreichen Kleinfamilie und konnten sich dessen erfreuen. Die Abhängigkeit der Frauen und die patriarchale Gewalt, die mit dieser einherging, werden ebenso verschwiegen wie die Tatsache, dass eine Wiederherstellung dieser Zustände unter den gegebenen ökonomischen (Krisen-)Bedingungen überhaupt nicht möglich wäre. Alle Befragungen von Geschlechternormen und die Flexibilisierung des Umgangs mit diesen, werden als unnatürliche «Genderideologie» abgetan bzw. massiv verfolgt.

Zur Konstitution von Männlichkeit

In seiner schärfsten Form zeigt sich die vermeintliche Gegenwehr gegen die feministischen Umtriebe in Formen der Erniedrigung von und der Gewalt gegen Frauen. Der affektive Gehalt dieser durchaus paranoiden Wahrnehmung und der Abwehr von allem, was als Angriff auf männliche Vorherrschaft wahrgenommen wird, muss erklärt werden. Während es mir weiter oben v. a. um die Konstitution eines nationalen Subjektes ging, also eines Subjektes mit einem «Nationalgefühl», das durch nationalistische Diskurse als vermeintlich angegriffenes mobilisiert, verteidigt werden muss, wird es mir im Folgenden darum gehen, in der Darlegung der Ausführungen des Männlichkeitstheoretikers Rolf Pohl nachzuzeichnen, dass die Abwehr vermeintlicher weiblicher Angriffe in der bürgerlichen «Normalmännlichkeit» angelegt ist. Ich orientiere mich dabei v. a. an den Ausführungen Rolf Pohls (2003a,b, 2004, 2011), der in seinen Schriften dem verborgenen, gegen Frauen gerichteten Gewaltpotenzial dieser Männlichkeit nachspürt. Die Herstellung von Männlichkeit kann ebenfalls als stumme Massendynamik gelesen werden, die die Disposition für antifeministische Anrufungen, aber auch für eine «Enthemmung» in Form von Gewalt gegen Frauen schafft. Die Entwicklung einer «Geschlechtsidentität» ist sowohl eine gesellschaftliche Anforderung wie aber auch ein Angebot, um innerpsychische Konflikte «schiefzuheilen».

Während Theorien zur Entstehung männlicher «Geschlechtsidentitäten» immer wieder von einer frühen Mutter-Kind-Symbiose ausgehen, aus der sich der Junge zu lösen habe, betont Pohl, dass die frühe Beziehung zur Mutter (bzw. genauer: zur in der bürgerlichen Geschlechterordnung meist weiblichen primären Pflegeperson) keineswegs eine konfliktfreie «Symbiose» darstelle. Vielmehr sei sie von einem Konfliktgefüge geprägt, das Pohl das «Sexualitätsdilemma» nennt. Das Dilemma bestehe darin, dass das Primärobjekt, das erst einmal den Hunger- und

ähnliche physiologische Bedürfnisse befriedigt, in der körperlichen Interaktion zugleich auch den Trieb weckt, also Spannung, Erregung produziert, die nach Wiederholung schreit, die aber zugleich stets Frustrationen mit sich bringt. Die untrennbar mit der Lust verbundene Frustration hat mehrere Gründe: Erstens ist das lustspendende Objekt immer wieder einmal abwesend. Zweitens aber ist die lustvolle Erregung v. a. auch nie ganz zu stillen, weil das wiedergesuchte Bild der ursprünglichen Lustszene eine nachträgliche Konstruktion ist, die in der Realität nie einzuholen ist. Der an die Erinnerung geknüpfte Wunsch entsteht erst im Moment des Mangels, der Abwesenheit des Objekts, d. h. Wunsch und Mangel/Verlust sind untrennbar ineinander verwoben (vgl. Laplanche, 1970, Gast, 2006). Die Bindung ans Objekt löst damit immer auch den Wunsch hervor, nicht mehr auf das befriedigende und zugleich versagende Objekt angewiesen zu sein.

Ist der Trieb einmal geweckt, wird er immer stören, zugleich aber das werdende Subjekt vorantreiben. Die frühe Beziehung des Kindes zum Primärobjekt, in der sich im Kind erst die Vorstellung eines Ichs und eines Objekts, also die Trennung zwischen Innen- und Aussenwelt herausbildet, ist also in keiner Weise eine Symbiose, sondern eine hoch ambivalente Beziehung, in der Einheits- und Trennungs-, Ruhe- und Unruheerfahrungen sich ständig überkreuzen.

Ein früher Modus des Umgangs mit dieser Ambivalenz ist die phantasmatische Spaltung des zugleich befriedigenden wie Unlust hervorbringenden Objektes, wobei das «böse, versagende Objekt» im Aussen verortet, gehasst und verfolgt wird, während das «gute, befriedigende Objekt» einem selbst zugerechnet wird (Freud, 1915, S. 99, spricht vom «purifizierte[n] Lust-Ich»). Es ist eine Phase der narzisstischen Selbstidealisierung, die überhaupt erst das Ich hervorbringt. Natürlich ist dieser Umgangsversuch mit der Ambivalenz ein klägliches, weil die Angewiesenheit auf die Pflegepersonen und damit ein Bezug zu den ständig reizenden Objekten bestehen bleiben.

Das Subjekt entsteht so in der Spannung zwischen Narzissmus und Objektliebe, zwischen Trennungsbestreben gegenüber den primären Beziehungspersonen und zugleich der ständigen Angewiesenheit auf sie (vgl. auch Gast, 1992). Narzisstische Wut, Aggression, richtet sich deshalb stets auch gegen das lustspendende Objekt, das nicht immer zur Stelle ist, wenn es sollte und das sogar noch im Moment der Befriedigung Unruhe stiftet. Das erste Liebesobjekt ist so zugleich das erste Hassobjekt. Auch wenn das Subjekt später lernt, die beiden Teile mehr zusammenzubringen (vgl. die Kleinschen Überlegungen zur depressiven Position, Klein, 1960), das dargestellte Dilemma, das auch als Autonomie-Abhängigkeits-Konflikt

beschrieben werden kann, bleibt für immer bestehen. Das Begehren hat einen Riss, einen Mangel im werdenden Subjekt produziert, der nicht mehr zu kitten ist.

Die Internalisierung der symbolischen Geschlechterdifferenz, d. h. das was schliesslich zu männlichen und weiblichen «Geschlechtsidentitäten» führt, ist selbst ein Umgangsversuch mit dieser Ambivalenz, eine «Pseudolösung», eine «Schiefheilung», die wieder auf einer Spaltung beruht. Geschlecht wird zum Symbol für den Riss, wobei narzisstische Autonomiewünsche männlich codiert werden und die Wünsche nach Verschmelzung mit dem Objekt weiblich. Alle bisherigen Erfahrungen werden nun nach diesem Geschlechterdualismus umgeschrieben und als männliche oder weibliche «rekategorisiert» (vgl. dazu auch Fast, 1991).

Zu betonen ist, dass es dabei nicht einfach um ein «Erkennen» des Geschlechtsunterschiedes geht, sondern – der Begriff der «symbolischen Geschlechterdifferenz» deutet das an – um eine Konstruktionsleistung. Auch dieses vermeintliche «Erkennen» wird wie dasjenige der Differenz zwischen den Angehörigen einer «eigenen» und einer «fremden Kultur» gesellschaftlich produziert. Die vielfältigen Unterschiede zwischen der Anatomie des sich später als Jungen Identifizierenden und derjenigen seiner dickeren, dünneren, kleineren oder grösseren Altersgenoss_innen sind deutlich geringer als die zwischen seinem Körper und z. B. demjenigen des Vaters. Es sind die Eltern und das sonstige Umfeld, die für den werdenden Jungen ein anderes Wesen als Mädchen oder Frau identifizieren und damit als ganz anderes Wesen absondern. Erst diese Kategorisierung ermöglicht die spätere Identifizierung des Jungen mit dem Vater oder anderen männlichen Objekten als Mann. Dass die mit der Einteilung einhergehenden Zuschreibungen gesellschaftliche sind, sollten die Ausführungen über die Entstehung der bürgerlichen Zweigeschlechterordnung gezeigt haben.

Mit der projektiv hergestellten Spaltung zwischen männlichen und weiblichen Wünschen und Eigenschaften entsteht nachträglich das Phantasma der Ungeschiedenheit der Mutter-Kind-Symbiose: Alle Differenz wird aus der weiblich bestimmten Sphäre ausgesondert, die Mutter und die weibliche Sphäre stehen für Ungeschiedenheit, während Trennung, Autonomie und Differenz zum Zeichen der Männlichkeit werden, für die der Vater steht, der die Symbiose stört, aber zugleich den Jungen aus ihrer Umklammerung zu retten vermag. Die Symbiose wie die Vorstellung, dass sich der Junge aus der weiblichen Welt ablösen müsse, sind also als phantasmatische *Effekte* der Internalisierung der bürgerlichen Geschlechterordnung einzuordnen.

Mit der Internalisierung dieser Geschlechterdifferenz und den dazugehörigen geschlechtlichen Codierungen vergeschlechtlicht sich auch das Sexua-

litätsdilemma. Jungen und Mädchen, Männer und Frauen müssen je bestimmte Wünsche und Identifizierungen unbewusst machen, wobei dem Zwang zur heterosexuellen Objektwahl das Versprechen innewohnt, die Gegensätze wieder zu vereinigen. Im Begehren des gegengeschlechtlichen Anderen und in der unbewussten identifikatorischen Nähe zu ihm kann das Abgewehrte wiedergefunden werden: Die Frauen haben Anteil an der Autonomie, der Stärke, den Erfolgen ihrer Männer, die Männer finden sowohl in der Sexualität wie im trauten Familienheim auf unterschiedliche Weise Beziehung, Nähe, Verschmelzung.

Der bürgerliche Geschlechterdualismus ist aber – das habe ich in meinen vorherigen Ausführungen klar zu machen versucht und deutet auch die Rede von der Macht der Männer schon an – nicht nur ein komplementärer, sondern zugleich ein hierarchischer: Der Mann wird als das Allgemeine, Normale gesetzt, die Frau wird als Abweichung abgewertet. Diese Hierarchie ist in unserer Gesellschaft in die «Normalmännlichkeit» eingelagert: Auf dem Jungen, so Pohl, lastet der

gesellschaftliche[] Druck, sich nicht nur als anderes, sondern als überlegenes Geschlecht zu setzen und alle vorherigen Erfahrungen unter diesem Dominanzdruck neu zu definieren [...]. Dem korrespondiert eine geschlechtsspezifische Sozialisation, die bei den Mädchen immer noch stärker die Bindungs- und Beziehungsfähigkeit fördert, bei den Jungen dagegen das allgemein höherbewertete Streben nach Autonomie und körperlichem Durchsetzungsvermögen betont und belohnt. (2004, S. 199)

In der dualistischen Logik der bürgerlichen Geschlechterordnung wird es der Penis werden, der genau für diese männliche Autonomie steht: Er wird als das Differenzmerkmal gegenüber der Mutter und den Frauen allgemein in Szene gesetzt, über den Penis hebt sich der Junge gegenüber der weiblichen Welt ab, um ihn herum wird Lusterleben zentriert und er wird narzisstisch mit Grössenphantasien besetzt zum Phallus. Der Penis wird also phantasmatisch besetzt und aufgeladen und alle Lust der phallischen Ordnung untergeordnet. Die Phase der Adoleszenz, wo körperliche Veränderungen, der Übergang in ein immer eigenständigeres Leben und die damit einhergehende Forderung, nun endgültig das eigene Begehren von der Familie wegzuziehen und sich Liebesobjekte und Partner_innen ausserhalb zu suchen und mit ihnen eventuell auch eine Sexualität zu leben, in der der Penis eine wichtige Funktion erhält, spielt in dieser Phallisierung der Lust und der ganzen männlichen Existenz eine zentrale Rolle.

Das Sexualitätsdilemma wird durch diese Zentrierung noch verschärft und zum spezifischen «Männlichkeitsdilemma»: Der Phallus als Garant der Differenz, der männlichen Autonomie und Omnipotenz, ist zugleich als Penis ein Organ, das sich der Kontrolle ständig entzieht. Während der kleine, mit dem Penis beschäftigte Bub der sogenannten «phallischen Phase» sowieso konstitutiv mit seiner physiologischen Unreife konfrontiert ist, kämpft auch der adoleszente und erwachsene Mann mit dem Eigensinn des genitalen Begehrens. Der Penis regt sich unwillkürlich, kann aber auch im entscheidenden Moment versagen. Vor allem aber verweist er ständig auf das begehrte Objekt, das doch die erhoffte Befriedigung verschaffen soll, diese aber auch verwehren kann. Selbst noch in der ersehnten genitalen Vereinigung mit der Frau zeigt sich die Ambivalenz. In der körperlichen Verschmelzung mit ihr, die natürlich auch für eine emotionale Verschmelzung steht, könnte dem Mann seine Potenz und Autonomie geraubt, könnte er kastriert werden – Kastrationsängste sind also selbst Effekte dieser ungemeinen Aufladung des zum Differenzmerkmal auserkorenen Penis.

Dieser wie das begehrte Objekt bedrohen immer wieder die phallischen Autonomie- und Omnipotenzphantasien; Potenzgehebe ist stets mit Impotenz- und d. h. Kastrationsängsten verkoppelt – und die Wut darüber richtet sich gegen die Frauen, die doch zugleich gebraucht, begehrt und geliebt werden. Die Angst vor der Frau und der Hass auf sie sind eigentlich Angst vor und Hass auf das eigene Begehren; sie drücken einen Wunsch nach Triebruhe aus.

Es wird versucht, die Frau niederzuhalten und unter Kontrolle zu bringen; sie soll ständig verfügbar sein, aber einem ja nicht zu nahe kommen. Die berühmte Aufspaltung des Frauenbildes in einerseits die angehimmelte entsexualisierte «Heilige» und andererseits die verlockend-bedrohliche «Hure» ist ein Versuch der Auflösung der beschriebenen Ambivalenz, die aber das Problem nicht löst: Zwar ist die verehrte Gattin, die Versorgungs- und Nähewünsche ebenso bedient wie Wünsche nach narzisstischer Spiegelung, nicht mehr bedrohlich – sie ist, wie wir gesehen haben, auch ökonomisch abhängig. Aber begehrt werden andere: Das abgespaltene Begehren wird im Hass auf die «Schlampen» dieser Welt verfolgt, von denen aber als Begehrenobjekte auch nicht gelassen werden kann.

Die latente Aggression gegen die Frau, die sich auch in der Beziehung zur Partnerin findet, kann unter bestimmten inneren und äusseren Umständen, v. a. in narzisstischen Krisenzeiten, in (häufig sexuelle) Gewalt umschlagen: «Vom Liebhaber zum Lustmörder», wie Freud schrieb. Nur die Vernichtung des Objekts – oder der eigene Tod – brächte die ersehnte Triebruhe mit sich.

Bei den Mädchen und Frauen bringt die verinnerlichte Geschlechterhierarchie eine Selbstabwertung mit sich. Den Neid auf die phallische Vorherrschaft des Mannes und die damit verbundene Aggression gegen die Versagung eigener Autonomie richten sie eher gegen sich selbst. Oder aber sie drücken sich im Verhältnis zu denjenigen aus, über die die Frauen Macht besitzen, z. B. gegenüber den eigenen Kindern, deren Grenzen ständig verletzt werden können (vgl. Hannemann 2012). Aber natürlich auch in der passiv-aggressiven Umklammerung des Partners kann ein aggressives Moment zum Vorschein kommen.

In den Geschlechter- und damit einhergehenden Familienkonstellationen der bürgerlichen Gesellschaft sind die Bilder der verschlingenden Mutter wie des Vaters, der den Jungen aggressiv aus der Nähe zur Mutter herausreißt, damit einerseits Phantasmen, die sich als Folge der geschlechterdualistischen Rekategorisierung früherer Erfahrungen ergeben. Andererseits kommt diesen Bildern auch ein Moment der äusseren Realität entgegen, weil sich der Habitus der Mütter und Väter tatsächlich tendenziell diesen Bildern angeglichen hat, diese Bilder also eine gewisse Evidenz erhalten – auch als Effekt der beschriebenen gesellschaftlichen Arbeitsteilung, die tatsächlich meist die Mütter und fast immer weibliche Personen zu den primären Pflegepersonen macht. Zu betonen ist gegenüber diesem Befund, dass der vergeschlechtlichte Habitus aber, wie wir gesehen haben, zugleich aufgrund seiner unbewussten Dimension sehr prekär ist und sich immer wieder selbst unterläuft, das Verdrängte stets wiederkehrt.

Krisenhaft ist also Männlichkeit *per se*. Mit dem Postfordismus ist nicht so sehr Männlichkeit in die Krise geraten, sondern vielmehr gesellschaftlich etablierte Weisen der Stabilisierung männlicher Vorherrschaft. Der antifeministische und misogyne Kampf der «Neuen» Rechten ist Teil des männlichen Abwehrkampfes gegen diese Destabilisierung. Die gegenwärtige Bewegung erinnert durchaus an die männerbündischen Abwehrreaktionen, die Ende des 19. Jahrhunderts laut wurden, und eine der zentralen Eckpfeiler der Kriegsbegeisterung der 1910er Jahre und des europäischen Faschismus wurden. Die damaligen Klagen über die «moderne Nervosität» und die Verweichlichung und «Verweibung» der Gesellschaft kamen nicht umsonst in einer Zeit auf, in denen wirtschaftliche Stagnation Unternehmer wie Arbeiter_innen bedrängte, Frauen breiter in die Öffentlichkeit drängten und die männliche Vorherrschaft auch durch bestimmte Körperdiskurse in Bedrängnis kam: Diese rückten plötzlich den Körper des (bürgerlichen) Mannes, welcher damals als Träger des Geistes, der die (weiblich konnotierte) Natur beherrschen sollte, bestimmt war, in den Blick, womit die Gefahr drohte, dass die Männer den Frauen angeglichen würden (vgl. zu diesen Dynamiken Winter, 2013).

Im Antifeminismus und Antigenderismus wird die in die «Normalmännlichkeit» unserer Gesellschaft eingelagerte paranoide Abwehr von Weiblichkeit und allem, was die männliche Autonomievorstellung und das daran geknüpfte Machtversprechen ankrazt, in einen politischen Diskurs überführt. Auch hier kann also die Propaganda an innerpsychische Dispositionen andocken, Ängste schüren, Affekte mithilfe der schon internalisierten Bilder des Männlichen und Weiblichen kanalisieren und über Feindbildungsprozesse Entlastung anbieten.

Fazit

Wollen wir Massen- und damit die Enthemmungsprozesse in der Masse genauer beleuchten, ist es notwendig, das Individuum, das anscheinend in der Masse plötzlich zu einem anderen Wesen wird, wie dies die Massentheorien oftmals nahelegen, selbst genauer unter die Lupe zu nehmen. Der »lärmenden« Massenbewegung liegt meist eine «stumme» Massendynamik zugrunde, die in unsere Gesellschaftsstrukturen eingelagert ist. Die durch die stumme Massendynamik hergestellte geteilte Disposition konstituiert die «mental homogeneity» (McDougall, zit. nach Freud, 1921c, S. 79), die der von Freud ebenfalls in seinem Text ausführlicher zitierte McDougall als Voraussetzung für eine spontane Gefühlsansteckung bestimmt, wie sie sich in vielen «lärmenden» Massenprozessen zeigt. Dieser Blick auf die zugrundeliegenden und subjektformierenden Kräfte erweitert nicht nur die Kritik an problematischen, völkischen, antidemokratischen Massenbewegungen zu einer Kritik an in der Gesellschaft verankerten Herrschaftsverhältnissen, die diese Bewegungen erst hervorbringt. Diese Blickverschiebung ermöglicht es auch, genauer und differenzierter den Blick auf das komplexe Zusammenspiel zwischen sozialen Veränderungen und Krisensituationen, innerpsychischen Konfliktlagen, individuellen Abwehrformationen, über Propaganda vermittelten kollektiven Schiefheilungsangeboten und den «lärmenden» Massendynamiken genauer zu verstehen.

Anmerkungen:

1 Diese Einteilung ist willkürlich und folgt den willkürlich entstandenen Grenzen der Nationenbildung in den letzten 250 Jahren. Das Konzept der Nation – und damit auch das «Nationalgefühl» ist selbst erst ein Produkt der modernen bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft. Auch auf gesellschaftlicher Ebene gibt es Nachträglichkeitsmomente: Die immer ziemlich kurze nationale Geschichte wird in die vornationale Vergangenheit verlängert, Ereignisse, die nichts mit der Nation zu tun haben, werden in die Vergangenheit verlängert. Die Geschichtswissenschaft redet dabei von einem «invention of tradition» (Hobsbawm, 1983), also der Erfindung einer (nationalen) Tradition.

2 Die Darstellung nimmt im Folgenden, der bürgerlichen Geschlechterordnung gemäss, das (zumindest offiziell und rechtlich) monogame, heterosexuelle, auf die Zeugung und

Aufzucht von Kindern orientierte Paar, die mit ihm verbundenen Familienformen und Männlichkeitstypen und deren Veränderungen in den Blick. Dabei fallen all die Existenzen von z. B. alleinstehenden Menschen, solchen in anderen Beziehungsformen, und auch diejenigen, die sich der Zweigeschlechtlichkeit entziehen, aus dem Blick.

3 Nur am Rande sei angemerkt, dass durch den gesellschaftlichen Wandel auch ein anderer früherer Anker männlicher Vorherrschaft angekratzt wurde: Das Militär hat als zentraler Ort der Herstellung von Männlichkeit massiv an gesellschaftlicher Bedeutung verloren. Angesichts neuer Anforderungen des Arbeitsmarktes wird die Zeit des Armeedienstes mittlerweile eher als Hindernis für die berufliche Karriere gesehen.

Literatur:

- Adorno, Th. W. (1961). Meinung Wahn Gesellschaft. In Ders. (1997), *Gesammelte Schriften 10.2* (S. 573–594). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Becker-Schmidt, R. (2010). Doppelte Vergesellschaftung von Frauen. In R. Becker & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung* (S. 65–74). Wiesbaden: VS Verlag.
- Brunner, M. (2016). Vom Ressentiment zum Massenwahn. Eine Einführung in die Sozialpsychologie des Antisemitismus – und die Grenzen psychoanalytischer Erkenntnis. In Ch. Busch, M. Gehrlin & T. D. Uhlig (Hrsg.), *Schiefheilungen. Zeitgenössische Betrachtungen über Antisemitismus* (S. 13–35). Wiesbaden: Springer VS.
- Erdheim, M. (1985). Die Repräsentanz des Fremden. In Ders. (1988), *Psychoanalyse und Unbewußtheit in der Kultur* (S. 237–251). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Erdheim, M. (1986). Das Verenden einer Institution. *Psyche* 40 (12), 1092–1104.
- Erdheim, M. (1987). Zur Ethnopschoanalyse von Exotismus und Xenophobie. In Ders. (1988), *Psychoanalyse und Unbewußtheit in der Kultur* (S. 258–265). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Fast, I. (1984). *Von der Einheit zur Differenz. Psychoanalyse der Geschlechtsidentität*. Berlin et al.: Springer, 1991.
- Freud, S. (1915c). Triebe und Tribschicksale. In *Studienausgabe, Bd. III* (S. 75–102). Frankfurt a. M.: Fischer.
- Freud, Sigmund (1921c). Massenpsychologie und Ich-Analyse. In *Studienausgabe, Bd. IX* (S. 65–134). Frankfurt a. M.: Fischer.
- Gast, L. (1992). *Libido und Narzissmus. Vom Verlust des Sexuellen im psychoanalytischen Diskurs. Eine Spurensicherung*. Tübingen: edition diskord.
- Gast, L. (2006). »Mensch ist der, der grenzenlos verliert ... « Zur (Psycho-)Logik des Verlustes. *Jahrbuch der Psychoanalyse* 52, 169–188.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2010). *Migration, domestic work and affect. A decolonial approach on value and the feminization of labor*. London: Routledge.

- Hannemann, I. (2013). Über das Dunkle im dunklen Kontinent. Leerstellen im Konstrukt ›weibliche Identität‹. *Psychologie & Gesellschaftskritik* 144/145, 103–128.
- Hausen, K. (1976). Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere« – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In W. Conze (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen* (S. 363–393). Stuttgart: Klett.
- Hirsch, J. & Roth, R. (1986). *Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Post-Fordismus*. Hamburg: VSA-Verlag.
- Hobsbawm, E. (1983). Introduction: Inventing Traditions. In E. Hobsbawm & T. Ranger (Hrsg.), *The Invention of Tradition* (S. 1–14). Cambridge: University Press.
- Klein, M. (1960). Über das Seelenleben des Kleinkindes. Einige theoretische Betrachtungen. In Dies. (1983), *Das Seelenleben des Kleinkindes* (S. 187–242). Stuttgart: Klett Cotta.
- Kohlmorgen, Lars (2004). *Regulation, Klasse, Geschlecht. Die Konstituierung der Sozialstruktur im Fordismus und Postfordismus*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- König, H.-D. (1993). Leni Riefenstahls »Triumph des Willens«. Tiefenhermeneutische Analyse einer Filmszene. In H. Meulemann & A. Elting-Camus (Hrsg.), 26. *Deutscher Soziologentag Düsseldorf. Tagungsbd. II* (S. 199–202). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Laplanche, J. (1970). *Leben und Tod in der Psychoanalyse*. Gießen: Psychosozial, 2014.
- Lohl, J. (2017). »Hass gegen das eigene Volk« – Tiefenhermeneutische Analysen rechtspopulistischer Propaganda. *Psychologie und Gesellschaftskritik* 41 (3/4), 9–40.
- Pohl, R. (2003a). Paranoide Kampfhaltung. Über Fremdenhass und Gewaltbereitschaft bei männlichen Jugendlichen. In E. Koher & Katharina Pühl (Hrsg.), *Gewalt und Geschlecht. Konstruktionen, Positionen, Praxen* (S. 161–186). Opladen: Leske + Budrich.
- Pohl, R. (2003b). «(...) vom Liebhaber zum Lustmörder». Die Legierung von Sexualität und Aggression in der männlichen Geschlechtsidentität. In S. von Arx, S. Gisin, I. Grosz-Ganzoni, M. Leuzinger & A. Sidler (Hrsg.), *Koordinaten der Männlichkeit. Orientierungsversuche* (S. 15–47). Tübingen: edition diskord.

- Pohl, R. (2004). *Feindbild Frau. Männliche Sexualität, Gewalt und die Abwehr des Weiblichen*, Hannover: Offizin.
- Pohl, R. (2011). Männer – das benachteiligte Geschlecht? Weiblichkeitsabwehr und Antifeminismus im Diskurs über die Krise der Männlichkeit. In M. Bereswill & A. Neuber (Hrsg.), *In der Krise? Männlichkeiten im 21. Jahrhundert* (S. 104–135). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Sigusch, V. (1998). Die neosexuelle Revolution. Über gesellschaftliche Transformationen der Sexualität in den letzten Jahrzehnten. *Psyche* 52 (12), 1192–1234.
- Simmel, E. (1946). Antisemitismus und Massen-Psychopathologie. In Ders. (1993), *Antisemitismus* (S. 58–100). Frankfurt a. M.: Fischer.
- Volkan, V. D. (1997). *Blutsgrenzen. Die historischen Wurzeln und die psychologischen Mechanismen ethnischer Konflikte und ihre Bedeutung bei Friedensverhandlungen*. Bern/München/Wien: Scherz, 1999.
- Volkan, Vamik D. (2000). Grossgruppenidentität und auserwähltes Trauma, *Psyche* 54 (9), S. 931–953.
- Volkan, V. D. (2004). *Blindes Vertrauen. Grossgruppen und ihre Führer in Zeiten der Krise und des Terrors*. Giessen: Psychosozial, 2005.
- Wimbauer, Ch., Motakef, M. & Teschlade J. (2015). Prekäre Selbstverständlichkeiten. Neun prekarisierungstheoretische Thesen zu Diskursen gegen Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung. In Hark, S. & Villa, P. (Hrsg.). *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld: Transcript
- Winter, Sebastian (2013). *Geschlechter- und Sexualitätswürfe in der SS-Zeitung Das Schwarze Korps. Eine psychoanalytisch-sozialpsychologische Studie*. Giessen: Psychosozial.

Angaben zum Autor

Markus Brunner, Dr. phil., 1979, ist Co-Leiter des Masterschwerpunktes «Sozialpsychologie und psychosoziale Praxis» an der Sigmund Freud Universität Wien, Vorstandsmitglied der Gesellschaft für psychoanalytische Sozialpsychologie, Mitherausgeber der Zeitschriften «Freie Assoziation» und «Psychologie und Gesellschaftskritik» und Ausbildungskandidat am Seminar für Gruppenanalyse Zürich (SGAZ).

Zahlreiche Publikationen zu Psychoanalyse, psychoanalytischer Sozialpsychologie und Kritischer Theorie.